

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 97. Bromberg, den 27. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(8. Fortsetzung.)

„Selbstverständlich kommst du von Berlin fort. Meine Geduld ist jetzt zu Ende. Das Richtigste wäre, ich steckte dich in irgendeinen Betrieb als Lehrling, denn zum Studieren bist du anscheinend zu unreif. Nur, weil ich nicht die Absicht habe, das bisher ausgegebene Geld als zum Fenster hinausgeworfen zu betrachten, erlaube ich dir, weiter zu studieren. Du hast doch hoffentlich wenigstens belegt, daß man dir die Semester auch anrechnet."

Kurt schüttelte den Kopf.

„Das letzte Semester nicht mehr", sagte er leise.

„Also auch das noch!" Der Vater sprang auf, trat dicht an den Sohn heran, als wollte er ihn schlagen. Kurt zuckte unwillkürlich zurück.

„Auch das lohnt nicht mehr. Dazu ist es zu spät. Das hätten wir früher besorgen müssen. Wir haben dich vielleicht zu gut behandelt, haben dir zu viel Freiheit gegeben. Auch wir sind schuld, daß es so weit kam. Also müssen wir jetzt auch helfen."

Kurt standen Tränen in den Augen.

„Nein", sagte er, „schuld bin ich allein. Ich habe oft wie in einem Rausch gelebt, die plötzliche Freiheit war über mich gestürzt, so völlig neu, so herrlich . . . Dazu die große Stadt, die zahllosen Möglichkeiten — und ein Gefühl, daß es auf ein paar Monate ja nicht ankomme, man holt das alles schon wieder auf. So schob ich den Anfang immer weiter hinaus."

Der Vater blickte still vor sich hin.

„Du warst zu jung für die Versuchungen der Großstadt, wir hätten das wissen müssen. Doch alles Grübeln hilft nichts mehr. Es ist geschehen, und wir müssen uns damit abfinden und retten, was zu retten ist. Bis zum Ende des Semesters mußt du schon hier bleiben, aber unter der Bedingung, daß es dir gelingt, nachzubelegen."

Kurt nickte. „Ich denke, das wird bestimmt gehen."

„Schön. So lange warte ich noch. Auf jeden Fall verläßt du dann zum Herbst Berlin. Die Wohnung räumst du hier auch, ich werde mit meinem alten Bekannten, Justizrat Lammers, sprechen, ob er dich in Pension nehmen kann. Du brauchst eine feste Hand! Hilft das alles nichts, dann hört dein Studium mit diesem Semester ganz auf, und du kommst als Lehrling in irgendeine Firma. Mutter darf von der ganzen Geschichte noch nichts erfahren. Ich hoffe, du wirst so viel Einsehen haben, daß du auf sie Rücksicht nimmst, wenn dir meine Gefühlseinstellung schon gleichgültig ist."

Kurt ergriff des Vaters Hand.

„Das ist sie nicht! Glaub mir doch! Ich verstehe mich selbst ja nicht mehr. Ich verspreche dir, daß ich mich bessern will. Du sollst mit mir zufrieden sein."

Der Vater nickte nur kurz.

„Wir werden sehen", sagte er. „Nun leb wohl und nimm dich wenigstens jetzt zusammen. Wegen der Wohnung erhältst du noch Bescheid."

Dann war Kurt allein. Warum hatte er dem Vater nichts von der Erbschaft gesagt? Aber er beantwortete die Frage, ehe er sie sich richtig formuliert hatte. Er wäre doch nur ausgelacht worden! Kurt biß die Zähne zusammen. Es muß gehen! Die Erbschaft war doch da, sie war doch keine Verhöhnung. Und wenn sie existierte, dann mußte sie gefunden werden können! So machte er sich auf den Weg zu Werner Breuning, um ihn zu bitten, ihm einmal noch zu helfen.

*

Doktor Korrat war von der Wohnung seines Sohnes sofort zu Justizrat Lammers ins Bureau gefahren. Nach langen Jahren saßen sich die Freunde wieder einmal gegenüber. Doktor Korrat schilderte dem Justizrat eingehend die Verhältnisse, unter denen er seinen Sohn gefunden hatte, und brachte dann die Bitte an, ob Kurt bei ihm wohnen könnte. Der Justizrat war gern bereit, dem Freunde diesen Gefallen zu tun. Dann aber fragte er ganz erstaunt:

„Aber hat Ihnen Kurt denn nichts von seiner Erbschaft erzählt?"

Doktor Korrat fuhr erstaunt hoch.

„Eine Erbschaft? Kurt hat geerbt? Und da bekommt er es fertig, mir das mühsam zusammengekratzte Geld für seine Studien noch abzunehmen? Das ist ja unglaublich!"

Justizrat Lammers beruhigte den Aufgeregten.

„So weit ist es noch nicht. Geld hat er noch nicht bekommen. Er muß es sich laut Bestimmung des Testaments erst suchen. Im übrigen verwahre ich einen Brief an Sie, den ich Ihnen hiermit übergebe. Dieses Schreiben sollte Ihnen eigentlich erst später zugehen, aber die Ereignisse und Ihr Hiersein rechtfertigen wohl die kleine Ungenauigkeit. Der Brief ist von Doktor Germann, der auch gleichzeitig Erblasser ist."

„Was? Kurt hat von Onkel Germann geerbt? Der hatte doch selbst nichts!"

Justizrat Lammers lächelte.

„Nichts ist ein bißchen viel gesagt", meinte er dann.

Doktor Korrat schüttelte den Kopf.

„Ich weiß positiv, daß mein Vetter kein großes Vermögen hatte. Er hat damals ein kleines Kapital von seiner Mutter mitbekommen, das ist alles. Und daraus konnte jemand, der so wenig verdiente wie er, keine Millionen hervorzaubern. Da muß irgendein Geheimnis dahinter stecken."

Der Justizrat zuckte die Achseln.

„Ich muß Ihnen gestehen, ich weiß gar nichts von der Geschichte. Aber lesen Sie den Brief, vielleicht enthält er die Erklärung."

Doktor Korrat riß den Umschlag auf. Vier engbeschriebene Seiten hielt er in der Hand. Und auf einen ermutigenden Blick seines Gegenübers begann er zu lesen. Immer frischer wurde er bei dieser Lektüre, seine Augen strahlten, und sein Gesicht rötete sich vor Freude.

„Fabelhaft", sagte er, als er fertig war, „der gute alte Onkel Germann war doch der beste und klügste Mensch unter der Sonne."

Er reichte dem Justizrat den Brief. Auch dieser las mit freudiger Bewegung.

„Unglaublich", rief er dann, „auf die Idee wäre ich nicht gekommen."

Doktor Korrat hatte seine alte Frische wiedergefunden.

„Das müssen wir feiern", rief er vergnügt, „einen Gedenk- und Dankschluck dem guten alten Menschenkenner. Kommen Sie, jetzt Schluß mit der Arbeit. Sie haben irgendeine Konferenz — in den Weinstuben", schloß er lachend.

Die beiden alten Herren saßen bis hoch in den Abend hinein bei ihrem guten Wein und unterhielten sich über den verstorbenen Freund und Verwandten. Und selten sind wohl einem Verstorbenen so viele gute und liebe Worte nachgerufen worden wie diesem alten, schrullenhaften Gelehrten . . .

Als Kurt bei Breuning eintraf, begrüßte ihn dieser mit der Mitteilung, daß er das Examen bestanden habe. Doktor Breuning, summa cum laude natürlich, die beste Möglichkeit, überhaupt zu bestehen — anders hatte man es ja auch gar nicht erwarten können. In der freudigen Stimmung vergaß Werner leicht den kleinen Ärger über den Freund.

„Ich habe schon in unser Buch hineingesehen", meinte dieser dann, „ich habe aber auch nichts gefunden. Vielleicht haben wir uns wirklich getäuscht. Wir werden also von neuem suchen müssen."

Und eine halbe Stunde später saßen sie wieder im Bibliothekszimmer Doktor Germanns. Nach der Arbeit erst sollte gefeiert werden, denn um das Feiern kam man doch nicht herum.

„Wir müssen uns also auf den Standpunkt stellen, daß wir uns verlaufen haben", sagte Werner. „Unsere Schlußfolgerung auf die Naturwissenschaft war falsch. Welche Möglichkeit ergibt sich nun? Die Schlüsselstelle spricht von Erfindern. Halt —" unterbrach er sich plötzlich, „sollten wir uns schon in der Schlüsselstelle geirrt haben? Reich doch das Buch deines Onkels noch einmal her. Hast du, nachdem du unsere Stelle gefunden hattest, noch weiter gelesen?"

„Nein", gestand Kurt, „es waren nur noch ein paar Seiten, die habe ich mir in der Freude über das Gefundene geschenkt."

Werner setzte sich auf die Platte des Schreibtisches, blätterte in den letzten Seiten des Buches.

„Wie wäre es mit dieser Stelle", fragte er plötzlich und wies auf die letzte Seite des Buches.

Kurt blickte hinein.

„Ich habe es wie viele andere in meinem Leben erfahren", stand dort mit den Worten Multons, „daß Amerika das Land ist, aus dem der Vorwärtsstrebende sich Ziel und Wegrichtung holen kann. Gerade in diesem Lande finden wir die Menschen, die sich selbst zu ihren höchsten Zielen emporgekämpft haben — und aus ihrem Leben sollten alle Nachfolgenden sich Anweisung für den eigenen Weg holen."

„Nun", sagte Werner, „scheint das brauchbar?"

Kurt nickte.

„Wir brauchen also wiederum eine Biographie."

„Ja", sagte Werner, „vielleicht auch mehrere, denn die Stelle spricht immer wieder von „den Menschen". Wir haben ja schon gelernt, uns bei unserem Suchen an den Buchstaben zu klammern."

Sie brauchten diesmal nicht lange zu suchen. Bereits nach wenigen Minuten hielt Kurt ein Buch empor.

„Dies könnte es sein", sagte er, „wenn mich allerdings meine hervorragenden Sprachkenntnisse nicht täuschen."

Werner trat zu ihm und las den Titel.

„Life of Pioneers" by Charles Wallgrave. Erschienen in Newyork. Da hätten wir ja alles beisammen. „Das Leben der Pioniere", der großen Vorkämpfer der Technik und Wirtschaft. Hier Edison, dort Carnegie. und so weiter. Alles Amerika, wie verlangt, auch der Plural ist vorhanden".

Werner schlug noch einmal das Titelblatt auf.

„Hier steht übrigens eine Notiz. Ob die uns gilt? III. 46, 47 v. l."

„Möglich", sagte Kurt. „Wichtiger ist mir im Augenblick, was ich damit anfangen soll. Ich habe keine Ahnung von Englisch! Gibt es denn von dem Werk eine Übersetzung?"

„Du kannst dich ja erkundigen. Mir scheint die Notiz erst erklärungsbedürftig. Sie sieht stark nach einem Hinweis aus."

Kurt überlegte. „Vielleicht ist's ein Hinweis auf noch ein anderes Buch in der Bibliothek", meinte er dann.

Werner sprang vom Tisch herunter.

„Richtig", sagte er. „Heißt also wahrscheinlich Fach III, v. l. bedeutet dann von links. Suchen wir also erst einmal Buch 46, dann werden wir sehen."

Kurt schritt zum Bücherbrett drei und zählte ab.

„Es ist richtig", sagte er dann. „Hier stehen zwei Bände, Nummer 46 und 47 von links."

„Und sie heißen?"

„Der erste Band Hohwalls Sprachunterricht Englisch, der zweite das Englisch-Deutsche Lexikon dazu!"

„Soweit wären wir also," sagte Werner. „Du hast nun das Vergnügen, den Sprachunterricht durchzuarbeiten und dann an die Übersetzung des Werkes zu gehen."

Jetzt streikte Kurt. „Das geht denn doch zu weit. Nächstens muß ich noch Chinesisch lernen. Ich versuche erst, eine Übersetzung aufzutreiben, geht das nicht, gibt es ja genug Menschen, die Übersetzungen anfertigen. Das heißt doch nur Zeit und Arbeitskraft vergeuden, wenn ich mich jetzt hinsetzen soll und monatelang Englisch lernen!"

„Du hast aber doch den ganzen Tag nichts anderes zu tun. Wenn du dich wirklich intensiv daran machst, bist du bald fertig. Ich glaube nicht, daß es im Plan deines Onkels liegt, nur dieses eine Werk übersetzt zu sehen. So systematisch, wie er bis jetzt vorgegangen ist, wird er wohl auch fortfahren. Dann aber beabsichtigt er sicherlich hiermit die Vorbereitung für ein neues Stadium unserer Untersuchung."

Aber Kurts erster Weg war doch zu einem Buchhändler. Leider war der Erfolg negativ. Es gab keine deutsche Ausgabe des gesuchten Werkes, und Kurt blieb also nur übrig, entweder wirklich Englisch zu lernen oder sich die Übersetzung anfertigen zu lassen. Doch da war die Geldfrage nicht unerheblich wichtig, denn der Vater hatte ihn für den neuen Monat recht knapp gehalten und die Honorare, die Übersetzer auf Anfrage verlangten, überschritten seine Möglichkeiten bei weitem.

Noch einmal versuchte er einen Ausweg. Es mußte schließlich doch gehen, wenn man an Hand des Lexikons Wort für Wort übersetzte, aber auch diesen Versuch gab er bald auf. Die Arbeit war derartig geisttötend und dauerte so lange, daß er sich endlich doch entschloß, den vorgeschriebenen Weg mit einem tiefen Seufzer zu beschreiten.

6.

Inge Landolt war für das Sommersemester nach Hamburg gegangen. Die Weltstadt mit dem brausenden Tempo ihrer Arbeit hatte sie so völlig eingefangen, daß sie schnell alles Vergangene vergaß und ihren Geist auf das Neue, das ihrer harrte, einstellte.

Die Frage der Wohnungssuche, die unangenehmste für jeden Studenten, der in eine neue Stadt kommt, war für sie sehr schnell erledigt, da sie bei einem Onkel wohnen konnte. Dieser Onkel war überhaupt für sie, wie sie immer behauptete, ein unwahrscheinlicher Glücksfall. Der Wirtschaft galt ihr ganzes Sehnen — und der Onkel bekleidete im Wirtschaftsleben eine wichtige Stellung. So würde also das neue Studium nicht bloße Theorie bleiben, sondern die lebendige Anschauung würde sie Schritt für Schritt begleiten.

Dann aber geschah es im Laufe des Semesters, daß sie mit Erstaunen spürte, wie abseits das Studium vom Leben des Tages daherfloß. In der ersten Woche ihres Daseins hatte sie mit ihrem Onkel eine Besichtigungsfahrt durch den Hafen mitmachen dürfen. Eine Hafenfahrt, wie sie die wenigsten nicht im Hafen Tätigen wohl je erleben durften.

(Fortsetzung folgt)

Sonntag im Regen.

Der Regen tickt wie eine Uhr,
Die viel zu müd ist, laut zu schlagen.
Die Zeit rinnt fort und lächelt nur,
Viel wissend, ohne was zu sagen.

Die ganze Stadt liegt wie im Traum,
Kaum hört man einen Wagen fahren.
Wir harren still am Himmelssaum
Und warten wie vor tausend Jahren.

Der Regen tropft, es rinnt die Zeit,
Wir wollen uns nur Liebes sagen!
Wer weiß, wie nah die Ewigkeit,
Wir wollen gut sein und nicht fragen.

Heinrich Zerkaulen.

Der Erzbösewicht.

Skizze von Hermann Göppert.

Kunz Michel war ein Schneider und Erzbösewicht.

So steht es geschrieben. Aber der es schrieb, war ein Ratsmann. Pah! Da muß man sich nicht wundern!

Kunz Michel wohnte in einer Gasse unweit des Barfüßerkirchleins. Den ganzen Tag über trotteten da die Schweine herum. Quiekten und grunzten. Wühlten. Wälzten sich. Und es schien, als hätten sie gerade des Flickschneiders armselige Hütte zum Treffpunkt erkoren.

Sie trabten freilich überall in der guten Stadt Ulm. Sie scheuerten sich behaglich an den großmächtigen Pfeilern des Münsters, sie trollten respektlos durch die „fürnehme" Frauengasse, sie blinzelten begehrlich in die Fischkästen am Syrlinsbrunnen.

Es dachte sich kein Mensch etwas dabei. Nicht einmal der wohlweise Rat. Bloß der Flickschneider Kunz Michel fühlte sich beschwert durch das muntere Treiben der Tierlein. Sie schädigten sein Geschäft, sagte er. Seine Kundschaft könne gar nicht an seine Hütte herankommen vor lauter Viehzeug. Das sei eine Schweinerei.

Also verlangte er vom Rate, er solle das verbieten und den Schweinen nicht mehr gestatten, wie verrückt durch die Gassen zu rennen und sein Handwerk zu ruinieren.

Der Rat würdigte ihn gar keiner Antwort.

Das kränkte den Schneider so, daß er sich erst einmal in des alten Jost Schempp Schenke mit vielem Apfelweine Mut trank und dann mit seiner großen Schere den Feindsbrief an die Tür des Rathauses nagelte.

Nach dieser denkwürdigen Tat zog er durch die schlafende Stadt und sang:

„Kaufleut' sind edel worden, das merkt man täglich wol,
Dann kommt der Reiterorden, macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieselben Kaufleut' gut, um ihren Übermut!"

Schließlich verprügelte er noch einen Ratswächter und entwich ohne Abzugssteuer über die Mauer am Fischertore aus der Stadt.

So geschehen in einer wunderbaren Maiennacht des Jahres 1410. —

Nach dreien Tagen war die Fehde gar!

Die Bürger von Ulm lachten über den Schneider und seinen „Krieg". Der Rat tat nicht 'mal das. Für ihn war Kunz Michel eine negative Quantität. Jawoll!

Aber der Schneider hatte es sich in den Kopf gesetzt und wollte den Schweinen ihre maßlosen Rechte beschneiden. Das konnte er freilich nicht allein! Zumal er sogar seine Schere für den Feindsbrief geopfert hatte. Also lief er spornstreichs zu dem Ritter Fritz von Wallenfels und sagte ihm alles. Der schmunzelte. So! Sofo! Der Flickschneider habe der Stadt Fehde angesagt. Das sei sein gutes Recht, potzmohren! Und er wolle ihm helfen. Gegen die scheeläugigen Hunde von Pfeffersäcken. Gegen dieses hochnasige Bürgerpack.

Der Wallenfels schickte sofort seinen Knecht Nickelasko nach Ulm. Der trug den Feindsbrief in der Kluppe und reichte ihn über die Mauer. Dann ritt er und rief die alten, treuen Gesellen seines Herrn. Den Balthasar Watzdorf, Jörg von Kolditz und Friedel von Dobeneck, den Otto Müring und Heinz Scheiding und Erhard Röder. Sie kamen alle.

Es dauerte auch gar nicht lange, da hatten sie mancherlei Volk, das da um die Stadt lungerte, versammelt. Sie teilten es in fünf Haufen und belauerten die Straßen nach Stuttgart, Nördlingen und Augsburg. Zu Führern machten sie Hans Kolbel, Rübendunst, Pock den Stein, Raum den Kasten und Hol den Bolz.

Das waren so die richtigen „armen Knechte". Wie die Wölfe: Sie trabten unermüdlich, sprangen einmal und schnappten zu, duckten sich wieder, verschwanden und rissen am Ende ihr Opfer doch.

Die Bürger merkten mit Entsetzen, daß Krieg war! Drei, fünf, acht Warenzüge gingen rasch hintereinander verloren. Und wer geschatzt war und in die Stadt zurückkam, der erzählte Wunderdinge vom Feinde. Wie stark er sei und sorglos und siegsbewußt. Und wer dem Rate ungeneigt war, der murrte wohl laut und sang dreist durch die Gassen, was er im Lager gehört hatte:

„Sie ha'n sich des vermessen zu Ulm im Schwabenland,
Die Ratsherrn woll'n uns fressen den Adel wolbekannt.
Das wird Gott nit verhängen!
Wir woll'n sie vor uns sprengen,
Sie wie Säu' befängen,
Bis uns die Beute wird, ihr Schopf den Galgen rührt."

Es wurde aber auch immer ärger! Das Ungemach wuchs tagtäglich. Da schickte der Rat Botschaft an den Ritter Fritz. Er möchte den Schneider zum Teufel jagen. Sie wollten 500 Gulden zahlen. Aber der Wallenfels lachte. Nein! Das sei sein Mann, der Flickschneider. Ob sie denn das Lied nicht kennten, das er auf den Rat gemacht habe? Und er solle seinen Willen haben mit den Schweinen. Denn das sei wirklich eine Schweinerei. Ha! Haha!

Die Boten zogen kleinlaut ab. Aber der Rat meinte, die Schweine liefen in allen Städten frei herum und sollten es auch in Ulm tun. So verhärteten sie ihre Herzen aufs neue.

Bis plötzlich die Bürger die Geduld verloren und sich bedrohlich rotteten. Und als es sich zeigte, daß nicht wenige von der lobesamen Kaufmannsgilde mit den Aufrührern lärmten, also daß die eigene Partei aus Liebe zum bedrohten Geldbeutel rebellisch wurde, da gab der Rat nach.

Er lud den Wallenfels in die Stadt. Der kam, weinrot und lustig, mit Jörgen Kolditz und Friedel Dobeneck und vielen Knechten. Der Flickschneider Kunz Michel ritt ganz vorne im Zuge und blickte verächtlich auf die Herren vom Rat. Sie sahen auch nicht gerade freundlich.

Immerhin: Der Friede kam zustande um hundert Pfund Silber. Und es wurde beschlossen und verbrieft und männiglich kundgetan: „Die Schweine dürfen alsbalden nur noch von Klocke-elfen bis zwölfen des Mittags in den Gassen sich tummeln."

Um dieses Kompromiß kämpften die Herren erbittert zween Stunden lang, und beinahe wäre der Friede noch einmal gescheitert.

Aber schließlich begnügte sich Kunz Michel und lächelte und meinte, es sei ja wohl ihre Art so und sie müßten handeln. Und er gebe gewißlich nicht ihretwegen nach, sondern um die Schweine! Auf daß die den Anblick ihrer besten Freunde nicht ganz entbehren sollten.

So kam es, daß die gute Stadt Ulm in diesem Spätsommer des Jahres 1410 die erste wurde unter den deutschen Städten, die eine neue Ordnung machte und das Unwesen der Schweine endete.

Freilich setzten die Herren vom Rat dem braven Kunz Michel darum kein Denkmal. Sondern sie ließen durch den Wolf Biberach nachmalen, niederschreiben und festlegen für alle Zeiten:

„Der „Kunz Michel war ein Schneider und Erzbösewicht."

Das Spinnrad.

Von Wilhelm Georg-Bremerhaven.

Wie die meisten Erfindungen, mit denen uns die Denker des Mittelalters bedacht, ist auch die des Spinnrades in mystisches Dunkel gehüllt. Was wir davon wissen, klingt legendenhaft; urkundliche Beweise gibt es darüber so gut wie gar keine, — die Sage also hatte Stoff und Zeit genug, mit ihrem blumengeschmückten Gewande Hans Jürgen, den Künstler und Erfinder in dem niedersächsischen Dörfchen Watenbüttel bei Braunschweig, der Nachwelt zu überliefern. Hans Jürgen soll ums Jahr 1521 (andere behaupten 1530), just um die Zeit, als der kluge und unerschrockene Mönch Gottschalk Kruse aus dem Braunschweiger Augustinerkloster die Reformation in der Welfenstadt verkündete, in seinem Häuschen zu Watenbüttel das Spinnrad, das so lange als das Symbol häuslichen Fleißes bei den deutschen Frauen gelten sollte und ohne das wir uns die Lieblingsgestalten des deutschen Märchens oder der Goetheschen Dichtung — Gretchen am Spinnrocken — gar nicht denken können, erfunden haben. Hans Jürgen, von dem die Chronik berichtet, daß er große Reisen unternahm, mag in stiller Dämmerstunde, wenn er, an der Seite den wärmenden Ofen, den Frauen zusah, wie sie mühsam und langsam mit der Handspindel (mit welcher allerdings in manchen Ländern Europas heute noch gesponnen wird) hantierten, auf die Idee gekommen sein, wie es sich wohl am einfachsten ermöglichen lasse, den Faden zu bilden gleichzeitig mit der Aufwickelung des Garnes. Obschon Steinmetz von Haus aus, muß er doch im Reiche der Mechanik ein wohl bewanderter Mann gewesen sein, denn Volkerlings Chronik sagt, daß Hans Jürgen auch auf einem ganz anderen Gebiete, in der „Geschützkunst“, wohlerfahren gewesen sei, was sich vor dem Schlosse Peine in der Hildesheimschen Stiftsfehde gezeigt habe. Noch vielseitiger als Hans Sachs war also zweifellos Hans Jürgen, von dem übrigens das Epitaph des Bürgermeisters Gerhard Pawel in der Martinikirche zu Braunschweig stammen soll. Dieser Arbeit verdanken wir auch ein Konterfei von Jürgens, das auf dem vorerwähnten Epitaphium, ganz unten, sichtbar ist. Es stellt, wie wir aus dem Görgesschen Werk ersehen, das Porträt eines Mannes mit scharf geschnittenen, intelligenten Gesichtszügen dar, in dem ein Paar große, schwärmerisch-gutmütige Augen wohnen. Der Schädel ist nur spärlich behaart, die Denkerstirn erscheint daher mehr als hoch. Das Porträt zeigt kein Alltagsgesicht, auf dem Antlitz ruht etwas wie Schwärmerei, die an den Ausspruch Carrieres über Columbus erinnert: „Alle Entdecker sind Männer mit lebendiger Einbildungskraft, die Phantasie ist das spezifische Element der Genialität!“

Während die Geschichte der Erfinder im allgemeinen nur allzu reich ist an Mißgunst und Undankbarkeit der Mitwelt, war Hans Jürgen einer von den wenigen Auserwählten, die ihr Brot nicht mit Tränen der Not zu benetzen brauchten. Die Chronik verrät sogar, daß ihm für die Erfindung des Spinnrades von „Einem Edeln Rat der Stadt Braunschweig ein kleines, nicht ganz silbernes Spinnrad verehrt worden, über welche ihm angetane Ehre er eine große Freude empfunden habe.“

In Watenbüttel, wo keine Gedenktafel die Tat des Hans Jürgen verkündet, sondern nur ein Dorfwirtshaus „Zum Spinnrad“ die Durstigen daran erinnert, ist die Familie Jürgen ausgestorben. Die Kirchenbücher, aus denen vielleicht Näheres über die Familie zu erfahren gewesen wäre, reichen nicht bis in die Zeit zurück, in welche man die Erfindung verlegt.

In dem Krug zu Watenbüttel, der Anno 1616 schon den Namen „Zum Spinnrade“ führte und der ehedem Eigentum von Hans Jürgen war, soll der Meister geboren sein; andere behaupten dagegen wieder, das eigentliche Geburtshaus befinde sich nebenan, auf dem Schraderschen Grundstück, woselbst heute noch ein Straußenei aufbewahrt wird, das Jürgen von seinen Reisen mitgebracht haben soll. Nach der ein Spinnrad darstellenden Verzierung an dem Holzwerk eines alten Stalles, die von dem Erfinder herrühren sollte, habe ich vergeblich gesucht. Sie wird dem Umbau der Stallgebäude zum Opfer gefallen sein. Aber, ob mit oder ohne beglaubigte Wahrzeichen: die Geburtsstätte Hans Jürgens umweht etwas von jenem Hauch, der uns allemal dort entgegenschlägt, wo ein erfinderischer Geist seinem Werke die Dädalosflügel goß.

Welche Augen würdest du machen, Hans Jürgen, wenn du beobachten könntest, wie die moderne Technik deine ehrwürdige Erfindung in die Rumpelkammer geworfen hat! Und doch gilt auch für dein Spinnrad, was Buckle in der Geschichte der Zivilisation sagt: „Die Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie! Sie sind unsterblich!“ Unsterblich durch die Poesie, die Sage und Phantasie um das Spinnrad gewoben haben.



Bunte Chronik



* **Die Staroperation in China.** Von den altchinesischen Ärzten ist es bekannt, daß sie auf dem Gebiet der Chirurgie so gut wie gar keine nennenswerten Leistungen aufzuweisen haben. Jedenfalls haben sie, um nur ein Beispiel anzuführen, sich niemals getraut, ein Glied abzusetzen. Um so erstaunlicher erscheint es, daß sie vor der Staroperation nicht nur nicht zurückgeschreckt sind, sondern diese schon vor Jahrhunderten zu einer gewissen Vollkommenheit entwickelt haben. Hierfür besitzen wir das Zeugnis des Dichters Sutungpu aus dem Ende des 12. Jahrhunderts! Er verglich das zum Stechen des Stars benutzte Instrument mit der Ähre oder dem Barte des Weizens. Vom Operateur wird gesagt, er handhabe dieses Instrument mit der Ruhe eines Mannes, der ein Haus abbricht, wobei es wenig darauf ankommt, wohin er trifft, wenn nur die Axt den Gegenstand erreicht. Dem widerspricht aber der Operateur mit der Angabe, daß er nach einer bestimmten Methode handele und nichts dem blinden Zufall überlasse. Die alten chinesischen Ärzte betrieben das Starstechen auch bei Pferden, und benutzten dazu eine Nadel mit einem kurzen Griff. Es werden zwei Arten von Star und demnach auch zwei Behandlungsweisen unterschieden. Im Laufe der Zeit muß die Kenntnis des Starstechens in China abhanden gekommen oder die Tatkraft und Operationslust der Ärzte vermindert worden sein. Jedenfalls traten sie dieses Gebiet der Heilkunde im vorigen Jahrhundert widerstandslos an die europäischen Ärzte ab und begnügten sich, ihren Landsleuten gegenüber, mit dem Ruhm, die „einzigen zu sein, denen die Heilung innerer Leiden gelingen könne“.

*

* **Ein Haus auf der Flucht vor Gespenstern.** In einem Dorfe in der Umgebung der südslawischen Stadt Karlovac hat sich folgendes nicht alltägliches Geschichtchen zugetragen: Im Hause einer Witwe namens Mara Curjak „geisterte“ es. In der Nacht pochte es an die Türe und die Fenster, schlürfende Schritte waren hörbar und der geängstigten Witwe flogen, von unsichtbaren Händen geschleudert, Töpfe und andere Hausgeräte an den Kopf. Die Witwe wurde krank von diesem Spuk und die Nachbarn wichen ängstlich dem Geisterhause aus. Der Pfarrer wurde gerufen, aber seine Beschwörungen nutzten nichts. Im Gegenteil: die Sache wurde von Nacht zu Nacht ärger. Da holte die arme Frau einen Spezialisten im Geisterbeschwören, einen alten Hirten. Dieser kam und riet der Witwe, ihr Häuschen auf einen anderen Ort übertragen zu lassen. Da das Haus aus Holz erbaut war, fiel es nicht schwer, diesem weisen Rate zu folgen. Die Bewohner des Dorfes konnten das seltene Schauspiel genießen, daß das Häuschen der Witwe auf der Flucht vor dem Gespenst einige hundert Meter weiterrückte. Dies soll übrigens geholfen haben. Der Geist zeigte sich danach nicht mehr.

*

* **Feste Milch.** In Kopenhagen wird demnächst Milch als festes Nahrungsmittel verkauft werden. Auf einer dänischen Farm hat man der Milch das Wasser entzogen und die zurückbleibende Masse dann zusammengerollt wie Blätterteig. Mit Hilfe von Spezialmaschinen wird dieses Verfahren hygienisch einwandfrei vorgenommen und die Milch als festes Nahrungsmittel in den Verkehr gebracht. Will man sie wieder flüssig haben, kocht man sie in Wasser auf.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.